

193

Paul Parin, Pedro Grosz

Anpassungsmechanismen – ergänzende Gedanken und klinische Beiträge

Zusammenfassung

Als Anpassungsmechanismen werden jene Möglichkeiten des Ichs beschrieben, mit welchen es Anforderungen der sozialen Umwelt auf automatische, unbewusste Art und Weise bewältigen kann. Sie entlasten und stabilisieren das Ich, beeinflussen aber gleichzeitig seine Flexibilität, wenn es neuen sozialen Gegebenheiten gerecht werden will. Psychoanalytiker und ganz besonders Kinderanalytiker haben sich, in der Behandlung von Kindern und ihrer Eltern, mit kulturellen und schichtspezifischen Modi der Bewältigung von Anforderungen der sozialen Umwelt zu befassen. Die Ich-Psychologie zentrierte ihre Forschung auf die intrapsychischen Gegebenheiten im Ich; dabei wurde die Umwelt als eine unveränderliche Grösse angesetzt. P. PARIN versucht, ein theoretisches Konzept zu erarbeiten, welches die gesellschaftlichen Verhältnisse von der fiktiven Statik einer angenommenen Durchschnittlichkeit freispricht, und zu sehen, welche Vorkehrungen das Ich trifft, wie es eingerichtet ist, um jenen Kräften zu begegnen. P. GROSZ hat dieses Konzept angewandt und damit einer klinischen Prüfung unterzogen.

Die psychoanalytische Theorie ist vor allem aus der Beobachtung des Seelenlebens unter den Bedingungen des psychoanalytischen Setting entstanden. Sie ist einer dauernden Nachprüfung und Revision unterworfen, die in erster Linie unter den gleichen Bedingungen stattfindet; die Methode bleibt die gleiche, die Theorie ist veränderbar. Darum kann man die psychoanalytische Theorie als ein Bündel von Arbeitshypothesen auffassen, die einander ergänzen und sich, ohne Anspruch auf Lückenlosigkeit oder Vollständigkeit, zu einer Theorie zusammenschliessen und entwickeln. Die psychoanalytische Theorie umfasst einerseits Auffassungen und Begriffe von allgemeiner Gültigkeit, von einem höheren Abstraktionsgrad (die bei manchen Autoren allein als Metapsychologie ausgesondert werden) und solche speziellerer Art, die nur auf besondere individuelle oder kulturelle Verhältnisse zutreffen. Andererseits umfasst sie, unabhängig vom Abstraktionsgrad oder ihrem organisatorischen Niveau, mehr oder weniger gesicherte Aussagen. Einer der Autoren (PARIN [3]) hat versucht, aus psychoanalytischen Beobachtungen ein theoretisches Konzept, das der Anpassungsmechanismen des Ichs, abzuleiten. Obzwar es sich um ein theoretisches Konzept handelt, das

194

eine allgemeinere Gültigkeit beansprucht, wie sie etwa den Abwehrmechanismen zukommt, kann es nicht als ebenso gesichert und vielfältig verwendbar gelten wie diese. Der andere Autor (P. GROSZ) hat dieses Konzept angewandt und damit einer klinischen Prüfung unterzogen. Beide Vorgänge, die Entwicklung des Konzepts und seine praktische Anwendung, sind nicht etwa Ergebnis isolierten, individuellen Vorgehens, das von einer einmaligen Konfrontation gefolgt war. Sie haben während mehrerer Jahre bei der therapeutischen Arbeit der Autoren und zahlreicher anderer Kolleginnen und Kollegen und in Diskussionen und Studien im und um das Psychoanalytische Seminar Zürich stattgefunden.

Die *erste Beobachtung* illustriert, wie sich ein Anpassungsmechanismus in der Analyse zeigt, und vor allem die Methode, wie man in der Analyse damit umgehen kann. «Wenn wir bei der Deutungsarbeit von Anpassungsleistungen des Analysanden an ihm unbekannte (also im deskriptiven Sinn unbewusste) gesellschaftliche Einflüsse ausgehen (analog zu der Art, wie man einen Widerstand deutet), kommt es häufig zu einer Änderung der Beziehung zum Analytiker, z. B. zu einer Milderung des Übertragungswiderstandes oder zu einem Wechsel in der übertragenen Rolle. Solche Deutungen ziehen intrastrukturelle oder interstrukturelle Veränderungen nach sich, d.h. Änderungen der Ichstruktur oder solche des Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Über-Ich oder dem Ich und dem Es.» [3, S.485].

Es handelt sich um eine 32jährige Frau, Kindergärtnerin, verheiratet, Mutter von zwei Kindern. Während langer Zeit besprachen wir am Anfang der Analyse ihre Ängste und Widerstände, sich auf die Kur einzulassen. Die Atmosphäre in den Stunden blieb jedoch distanziert, etwas gespannt und reserviert. Nach etwa 30 Stunden klagte die Analysandin wieder über grosse Müdigkeit, Sie sagte, sie würde am liebsten gleich auf der Couch einschlafen – könne fast nicht mehr...

Ich deutete ihr folgendes: «Es kann ja gar nicht anders sein, als dass Sie müde sind. Sie müssen ja so vielen Anforderungen gerecht werden... als Hausfrau, Gattin und Mutter, als Kindergärtnerin, mit den Elterngruppen, jetzt noch als Analysandin!»

Nach einem kurzen Schweigen antwortete sie leise, fast weinend: «Ja... wie ein Automat.» Diese erste affektive Äusserung der Analysandin entspannte die Atmosphäre in den folgenden Stunden. Etwas später liess ich mir ihren Tagesablauf erzählen. Sie stand um fünf Uhr morgens auf, verrichtete Arbeiten im Haushalt bis kurz vor acht. Wenn sie die Kinder in der Schule hatte, ging sie in den Kindergarten arbeiten, dort kochte sie, mit einer anderen Frau zusammen, das Mittagessen für 21 Kinder. Nach vier Uhr wurde der Kindergarten aufgeräumt. Ihre zwei Buben (acht- und zehnjährig) kamen nachmittags nach der Schule in den Kindergarten. Sie gingen gemeinsam heim, dort schaute sie jeden Abend die Schulaufgaben nach, richtete das Nachtessen

für die Familie, schaute, dass die Kinder ins Bett kamen. Um 20.20 Uhr nahm sie bis Mitternacht an einer Elterngruppe teil... Auch heute war sie um fünf Uhr früh aufgestanden.

In den nächsten Stunden fiel mir auf, dass die Analysandin irgendwie keinen Überblick darüber hatte, was sie alles machte. Es sah so aus, wie wenn die «Mutter» nichts von der «Kindergärtnerin» oder von der «Hausfrau» wusste, und wenn sie an die eine dachte, wusste sie nichts von der anderen. Als ich sie fragte, ob meine Beobachtung zutreffe, gab sie mir zur Antwort: «Der Automat hat für alles einen Schalter.»

195

Dieses «keinen Überblick haben» wurde für längere Zeit Thema der Analyse. Wir arbeiteten wie auf zwei Gleisen. Auf dem ersten zählte die Analysandin auf, was sie getan hatte, und ich versuchte, ihr eine Art Bilanz oder Zusammenfassung zu geben. Auf dem anderen Gleis fragten wir uns, wieso sie selber für sich diesen «Überblick» über ihre Aktivitäten nicht haben konnte. Wir fanden im Lauf der Analyse verschiedene Gründe dafür.

Vorerst aber wurde derjenige Teil der Stunden wichtig, in dem ich der Analysandin zeigte, wie der «Überblick» zu erringen wäre. Hier ein Beispiel aus einer solchen Stunde:

Analysandin: «Im Kindergarten war nichts los – ich bin aber so müde, die Kinder haben ruhig gespielt – auch die Kollegin war nett... zum Mittagessen gab es Ravioli, nur aus der Büchse... bin aber so müde. »

Ich: «Sie waren heute sicher nicht nur im Kindergarten.»

Analysandin: «Ja... daheim... der Hansi (jüngerer Sohn) wollte nicht zur Schule – es war aber nicht so mühsam, wir haben kurz diskutiert – er ging dann.»

Ich: «Vielleicht war noch anderes.»

Analysandin: «Mit meinem Mann. Er hat Probleme mit dem Chef, wir haben sie lange besprochen. Nachher konnte ich nicht einschlafen... bis etwa um zwei Uhr.»

Ich: «Also, wenn wir alles aufzählen: Ihr Mann hat Ihnen seine Probleme erzählt, sie konnten nicht einschlafen bis um zwei Uhr, der Hansi wollte nicht zur Schule, im Kindergarten mussten Sie arbeiten wie sonst, wahrscheinlich auch im Haushalt...»

Analysandin: «Ja, ich dachte nur an den Kindergarten... es ist so viel.»

Die Patientin lernte so, sich diesen «Überblick» selber zu schaffen. Vorerst war sie mit den verschiedenen Tätigkeiten, die sie ausüben hatte, stark identifiziert, oder vielmehr erlebte sie sich als Teil dessen, was zu der jeweiligen Sparte (Mutter, Ehegattin, Kindergärtnerin usw.) ihrer verschiedenen Tätigkeiten gehörte, während das, was sie tat, «automatisch» ablief. Allmählich

etablierte sich in ihrem Ich die Möglichkeit zu einer erweiterten Selbstwahrnehmung, auf welcher die weitere Analyse aufbauen konnte.

Die Analysandin hatte nicht nur bestimmte Handlungen ausgeführt und die jeweils dazu passende Haltung angenommen; sie war in ihren Rollen «aufgegangen». Wir sagen, sie hatte sich mit den von ihr übernommenen Rollen identifiziert. Während es ihr durchaus bewusst war, was sie im Bereich ihrer verschiedenen Tätigkeiten zu tun hatte und tat, war es ihr bis zur oben geschilderten Phase der Analyse nicht bewusst gewesen, dass sie mit den Rollen «eins geworden» war; der Vorgang der Identifikation verlief unbewusst (im deskriptiven Sinn), konnte aber durch einen Deutungsprozess bewusst gemacht werden, ohne dass sich allein dadurch Wesentliches an ihrer Icheinstellung geändert hat.

Damit entsprach das Ich der Patientin den von der Umwelt vermittelten Erwartungen, oder genauer gesagt: es war mit den jeweils zugeschriebenen Verhaltensweisen identisch geworden oder mit dem, was sie sich vorstellte, wie sie sich verhalten sollte.

Die Neigung der Analysandin, sich mit dem Verhalten zu identifizieren, von dem sie meinte, dass es von ihr verlangt oder dass es ihr zugeschrieben würde, zeigte sich während der Analyse darin, dass sie ständig bestrebt war, reichlich Träume zu erzählen; das hielt sie für das richtige Verhalten einer

196

Person, die sich einer Psychoanalyse unterzieht, und es gelang ihr auch, sich der Träume zu erinnern und sie zu erzählen.

Es scheint uns wichtig, dass die Identifikation nicht mit der faktischen Rolle erfolgt, sondern mit einer Vorstellung davon, was die Rolle erfordert. Diese oft recht komplexe Vorstellung ist psychisch wohlumschrieben, und wir können annehmen, dass es zu einer Identifikation mit der Rolle nur kommen kann, wenn sich die betreffenden Vorstellungen zu einer «Gestalt» (WERTHEIMER [5]) organisiert haben. Es ist naheliegend, von einer «Rollenrepräsentanz» zu sprechen – analog zur «Objektrepräsentanz». (Bevor man sich mit einer Person der Umwelt, mit einem Objekt identifiziert, muss sich auch zuerst eine Vorstellung von dieser, eine Objektrepräsentanz gebildet haben.)

Natürlich sind die Vorstellungen, die eine Rollenrepräsentanz ausmachen, nicht frei erfunden, sondern von der Umwelt vermittelt worden. Jede Rolle mit affektiv mehr oder weniger betonten Zuschreibungen (was man in dieser Rolle tun, fühlen, denken soll, und was nicht, und was man dabei von den Mitmenschen zu erwarten hat) eignet sich im Prinzip dazu, eine subjektive Rollenrepräsentanz abzuleiten. D.h. dass Tätigkeiten, die von Soziologen zwar als Rollen beschrieben werden können, denen aber keine solchen Zuschreibungen zukommen, sich nicht

dazu eignen, eine Rollenrepräsentanz zu bilden. Wenn unsere Analysandin kocht, führt sie lediglich eine Tätigkeit aus. Wenn sie «als Hausfrau» kocht, kann sie aus den affektiv bedeutsamen Zuschreibungen, die einer «Hausfrau» für ihre Umwelt und für sich selber zukommen, eine Rollenrepräsentanz ableiten, mit der sie sich unter Umständen identifizieren kann. Mit anderen Worten, nur Rollen, denen solche Zuschreibungen zukommen, die wir die «Ideologie einer Rolle» nennen, eignen sich für die beschriebene Identifikation; andererseits wird die Rollenrepräsentanz, die ja eine individuelle Bildung ist, nie genau mit der Ideologie der Rolle übereinstimmen, die von der Umwelt gegeben ist. Es wäre also richtiger von der Identifikation mit der Ideologie einer Rolle zu sprechen; der Einfachheit halber bleiben wir jedoch bei der Bezeichnung «Identifikation mit der Rolle» (oder «Rollenidentifikation»). Eine Diskussion erfordert auch unser Gebrauch des Begriffes der Identifikation. Wir verwenden Identifikation im ursprünglich gegebenen Sinn, welcher den Abwehrcharakter, der bestimmten Identifikationen zugeschrieben wird, nicht beinhaltet: das Ich verändert sich zu einem Teil, dadurch, dass es etwas in der Aussenwelt Wahrgenommenes in sich aufnimmt. Gewöhnlich sind es Verhaltensweisen, Züge oder Attribute einer wichtigen Bezugsperson, die aufgenommen werden. Dabei sind die wichtigsten dynamischen Konstellationen, die zur Identifikation führen, zwei: eine Liebesbeziehung, als Vorstufe oder als Ersatz bei Liebesverlust, und aggressive Konflikte mit der Person, als «Identifikation mit dem Angreifer». Die beiden Situationen sind oft nicht scharf gegeneinander abgegrenzt; sie können ineinander übergehen. Doch hat man schon von Beginn an angenommen, dass Identifikationen auch mit

197

unpersönlichen Phänomenen der Aussenwelt, z. B. Idealen, vorkommen. In diesem Sinne sprechen wir von der Identifikation mit der Ideologie einer Rolle. Schwieriger ist es, sich den Vorgang dynamisch zu erklären. Bei Abwehrmechanismen stellen wir uns vor, dass der Mechanismus mit abgeleiteter Triebenergie ausgestattet ist; die Verdrängung gelingt kraft der Gegenbesetzung. Die Identifikation mit der Rolle benötigt keine eigene Triebenergie, sie dient der Vermeidung von Konflikten des Ichs mit Zuschreibungen, Forderungen, Erwartungen, Strafen und Befriedigungsangeboten der Aussenwelt. Sie ist darin dem Abwehrmechanismus der Icheinschränkung vergleichbar. Das dynamische Moment liegt darin, dass diese Identifikationen ganz unmittelbar zu jenen Befriedigungen, insbesondere jenen narzisstischer Art, führen, die mit der Erfüllung der Rollenzuschreibung eintreten. Dass es sich bei dieser Patientin um die unbewusste Unterwerfung unter ein strenges und alle ihre Leistungen forderndes Überich handelt, ist nicht abzustreiten. Doch glauben wir nicht, dass diese Erklärung den Kern der Sache trifft, d.h. dass sie zur analytischen Aufklärung hilft. Ebenso wie

bei anderen Patienten, die sich mit einem «Managerleben» zugrunde richten, werden die Forderungen nicht als innere, sondern als äussere erlebt, und andererseits ist, wenigstens vorerst, ein Gegensatz zwischen Ich und Überich weder der Patientin erlebbar, noch kann er analytisch aufgedeckt werden, wie wir meinen, weil sich das Ich mit Forderungen identifiziert hatte, die in der Aussenwelt wirklich vorhanden waren, und es sich ihnen dadurch adäquat angepasst hatte. Bei dieser Patientin war zu beobachten, dass sie zwar ebenso, wie es bei der Überichanalyse zu geschehen pflegt, die Interventionen des Analytikers vorübergehend zum Ichideal nahm. Dieses Ichideal wirkte aber nicht als ein «milderes oder ermässigttes Überich», sondern es hatte die Forderung: «du sollst wahrnehmen, was du (bewusst) tust» zum Inhalt. Sicher kann man sagen, dass diese Patientin jeweils den einen Lebensbereich von den anderen isoliert hat. Um «Isolierung» im psychoanalytischen Sprachgebrauch könnte es sich jedoch nur handeln, wenn wir jedem einzelnen Tätigkeitsbereich (als Gattin, Mutter, Kindergärtnerin usw.) einen eigenen Symptomcharakter zusprechen würden. Es ist zwar nicht zu bestreiten, dass jede menschliche Tätigkeit unter die Leitung unbewusster Tendenzen gestellt werden und den Sinn eines neurotischen Symptoms erlangen kann. Doch ist es unserer Meinung nach nicht zulässig, die normale, von aussen geforderte Anpassung an komplexe Verhältnisse, die ohne Anzeichen für eine Beeinflussung durch unbewusste Strebungen ausgeführt wird, nur deshalb ein neurotisches Symptom zu nennen, weil es der Person nicht bewusst ist, dass sie allen diesen «Rollenerwartungen» nachkommt. Die Annahme eines unbewusst wirkenden «Mechanismus» scheint uns weiter zu führen. Um so eher als die Transformation des Ichs entsprechend der (Vorstellung von den) Forderungen der Umwelt es erklärt, Warum das so veränderte Ich sein Verhalten nicht mehr wahrnehmen kann: für das, was es tut, fehlt ihm ein Massstab; der Massstab,

198

den es sich zu eigen gemacht hat, ist jener einer von aussen angebotenen Rollenideologie, die verinnerlicht worden ist und die die kritische Selbstbeobachtung unwirksam macht: Ich kann in mir nurmehr das Verhalten feststellen, das man fordert, ich bin so geworden, bin es selbst; ich bin die Forderung. Man kann auch sagen, dass im Ich ein Stück einer neuen Struktur entstanden ist, die in ihrer Organisation und in ihrem Inhalt einem Phänomen der Aussenwelt (der Ideologie der Rolle) entspricht. Dass sich innerhalb dieser neuen Struktur psychologische Prozesse nachweisen lassen, wie Spuren oder Wiederholungen früherer Identifikationen, Symptombildungen, diverse Abwehrmechanismen, ist selbstverständlich, ändert jedoch nichts daran, dass sie ihre Gestalt der Aussenwelt verdankt.

Schliesslich ist zu sagen, dass es sich bei dieser Analysandin keineswegs um eine «gespaltene Persönlichkeit», «double personality» oder um eine «Als-ob-Persönlichkeit» (nach A. REICH)

gehandelt hat. Jedes weitere Zeichen einer so schweren Störung der Objektbeziehungen, des Affektlebens usw. fehlte. Auch würde es jene präzisen psychoanalytisch-klinischen Beschreibungen völlig verwässern, wenn man die unzählbaren Personen, die unbewusst in ihren Arbeits- und sonstigen Lebensrollen «aufgehen», deshalb «Als-ob-Persönlichkeit») nennen wollte. Einer weltanschaulich ausgerichteten Kritik bleibt es überlassen zu beklagen, dass es uns die Entfremdung in unserer Gesellschaft kaum gestattet, unser Leben viel anders zu gestalten, als es solche narzisstisch gestörte Personen tun.

In dieser Diskussion haben wir die Identifikation mit der (Ideologie der) Rolle als Vorgang beschrieben und sein Ergebnis als automatisch funktionierenden Mechanismus im Ich bezeichnet, der die Selbstwahrnehmung notwendig einschränkt. Diese Selbstwahrnehmung und Distanz zum eigenen Fühlen, Denken und Tun ist im Kindesalter noch unvollständig. Dies ist bekanntlich mit ein Grund dafür, dass sich die Analyse von Kindern in der Regel einer anderen Technik bedient als bei Erwachsenen.

«Einige einfache, man kann auch sagen primitive Anpassungsmechanismen sind bei Kindern gut zu beobachten, z.B. die Ritualisierung und die Imitation. Sie setzen das Ich instand, Anpassungsaufgaben mit geringer Energie gerecht zu werden, die sonst einen grossen Aufwand erfordern würden... ersetzt ein imitatorisches Verhalten reifere identifikatorische Prozesse und Lernvorgänge, so kann man darauf schliessen, dass das Ich Konflikten aus der Triebphäre, zumeist grossen Ängsten oder Versagungen von seiten der Beziehungspersonen, ausgesetzt ist.» [3, S.486].

Susi war noch nicht ganz sechsjährig, als sie von ihren Eltern zur Behandlung gebracht wurde. Sie hatte sich bis vor einem Jahr unauffällig entwickelt, als einziges Kind einer Arztfamilie. Sie litt plötzlich an Enuresis tagsüber wie auch während der Nacht. Ihre Eltern hatten alle möglichen Mittel ohne Erfolg versucht. Im Kindergarten wurde sie von anderen Kindern ausgelacht.

Nach einigen Stunden fiel mir auf, dass Susi wenn sie ins Behandlungszimmer kam, zuerst von einer Ecke zur anderen ging, einen Moment anhielt und weiterlief. Erst wenn sie ein paar Mal

199

so herumgelaufen war, kam sie zum Tisch, um mit mir zu spielen. In einer Stunde wollte ich das Fenster schliessen und kam so neben Susi zu stehen, die gerade in einer Ecke anhielt und ganz leise «psss» flüsterte. Ich sagte zu ihr: «Du, Susi, das erinnert mich an einen Hund, der läuft auch von einer Ecke zur anderen und macht psss.» Susi lachte, strahlte mich an und sagt: «Wie der Walo... wir haben einen Hund, der Walo heisst. Alle haben den Walo lieb.»

In den nächsten Stunden und mit Hilfe der Eltern verstanden wir besser, was das Einnässen Susis bedeutete. Kurz bevor die Kleine ihre Symptome bekam, wurde Walo, ein sehr schöner Schäfer, gekauft. Der Hund zeigte seine Freude, wenn jemand heim kam, vor allem beim Vater, indem er grosse Sprünge auf ihn machte. Susi hatte Hemmungen und Ängste, ihrem Vater herzlich zu begegnen, sie beneidete und imitierte den Hund. Sobald sie dieses überwand, verschwand das lästige Symptom.

Die Zuwendung des Vaters zum Hund war viel direkter, als Susi sie bekam oder glaubte bekommen zu können. Ihr imitatorisches Verhalten entsprach der Phantasie, ich möchte lieber ein Hund sein wie Walo und diese Zuwendung erhalten.

Das imitatorische Verhalten des Kindes kann man als Vorstufe einer Identifikation bezeichnen. Es ist nicht klar, ob es zu einer eigentlichen Ichmodifikation gekommen ist. Wahrscheinlich wäre es richtiger zu sagen, dass sich durch die Regression auf eine imitatorische Modalität ein Symptom im Ich etabliert. Sicher hat das Ergebnis der Imitation mit den höheren Anpassungsmechanismen den automatischen, nicht bewusst steuerbaren Ablauf gemein. Wie die meisten während der Entwicklung erworbenen psychischen Leistungen bleibt die imitatorische zeitlebens erhalten. Viele komplizierte körperliche oder geistige Fähigkeiten wären ohne Imitation kaum erlernbar. Gerade die Identifikation mit öffentlich hochgeschätzten Rollen wird von der Imitation mit entsprechenden Rollenträgern begleitet.

Besonders deutlich wird bei Susi die libidinöse Prämie, die die Ausführung der imitatorischen Phantasie sofort mit sich bringt (ich werde vom Vater so zärtlich geliebt wie Walo), neben dem sekundären Gewinn an Zuwendung (Schimpfen der Eltern; psychologische Behandlung).

Es ist leicht zu beobachten, dass Erwachsene, die sich mit der Rolle identifizieren, häufig unmittelbar, d.h. in der Phantasie eine Befriedigung geniessen, selbst wenn das rollengemässe Verhalten daneben auch unlustvolle Erlebnisse beinhaltet und dass die Gesellschaft für wohl alle ideologisch definierten Rollen Reaktionen bereithält, die zu einer sekundären Befriedigung Anlass geben können. Es ist jedoch bei der Rollenidentifikation in der Regel nicht zweckmässig, zwischen primärer und sekundärer Identifikation zu unterscheiden, da die Befriedigungen nicht von der Phantasie, sondern von der mehr oder weniger richtig wahrgenommenen Umwelt ausgehen. Zweckmässiger scheint es uns, narzisstische von objektbezogenen Befriedigungen zu unterscheiden, die die Identifikation mit einer bestimmten Rolle mit sich bringt. Es ist leicht einzusehen, dass in unserem ersten Beispiel der Analysandin die Identifikation mit der Rolle als Mutter, als Gattin und auch als Kindergärtnerin grundsätzlich eher objektbezogene Befriedigungen ermöglicht, als wenn die Rolle lediglich technische oder bürokratisch-verwaltende Aktivitäten beinhaltet. Die Idee «ich beherrsche einen komplizierten Apparat» oder «ich übe ein

200

wichtiges Amt aus» kann sehr wohl narzisstische Machtphantasien aggressiver Art befriedigen. Die durch Zuschreibung vermittelte Rollendefinition bestimmt jedoch nicht darüber, ob das befriedigende Erlebnis narzisstischer oder objektbezogener Art sein wird. Es gibt rollenidentifizierte Mütter, die einer rein narzisstischen Befriedigung zuneigen, und es gibt vielleicht sogar Chef-Ingenieure eines komplizierten Schaltwerks oder Generäle, denen eine objektbezogene Beziehung (libidinöser oder aggressiver Art) zu ihren Untergebenen mehr Befriedigung bringt als die Erfüllung der narzisstisch erlebten Machtphantasie.

Wir meinen demnach, dass es die innere Dynamik ist, auf die wir in erster Linie achten müssen, wenn wir Ökonomie und Dynamik der Rollenidentifikation verstehen wollen. Der Inhalt einer Rollenidentifikation eröffnet Möglichkeiten der Befriedigung, die das Ich je nach seiner Genese und Struktur ausnützt oder nicht.

Besonders deutlich ist es beim Anpassungsmechanismus, den wir «Gruppen-Ich» genannt haben, dass die identifikatorisch verinnerlichte Anpassung Befriedigungen nach sich zieht, dass aber nicht jedes Ich geeignet ist, seine Anpassung in gerade dieser Form zu leisten. «Das Ich hat die Fähigkeit bewahrt, auf orale Beziehungs- und Stillungsmodalitäten zu regresdieren, zumindest wenn die Beziehungspersonen keine Aggressionen (z.B. Neid, Rivalität u.ä.) auslösen. ... Das Gruppen-Ich ist nicht unbedingt geneigt, solche Regressionen zuzulassen; es mag im übrigen starr erscheinen. Wenn jedoch das Verhalten der betreffenden Gruppenmitglieder formal und emotional ein brüderliches bzw. schwesterliches ist, ist das Gruppen-Ich bereit zur Regression und zur Etablierung jener Identifikationen. Die Gruppe als Ganze wirkt dann <mütterlich>.» [3, S.492].

Bei einem etwas über 40jährigen Dozenten fällt mir seit einiger Zeit auf, dass er in den Analysenstunden am Montag und am Mittwoch, wenn er gerade von der Arbeit kommt, immer eine eigenartige Atmosphäre ausstrahlt. Die beiden anderen Male in der Woche, an denen er in die Analyse kommt; ist er ganz anders.

In einer Sitzung, bei der er gerade von der Arbeit kommt, klagt der Analysand, er habe nichts zu sagen, es sei doch immer dasselbe, alles sei langweilig. Ich sage ihm ungefähr folgendes: «Es fällt mir auf, dass Sie in den Stunden, in denen Sie gerade von der Arbeit kommen, eine andere Stimmung ausstrahlen als sonst. Dann klagen Sie wie heute.»

Er ging in dieser Stunde darauf gar nicht ein, schwieg viel und hinterliess beim Gehen wieder so eine frustrierende, unangenehme Stimmung bei mir.

Den Anfang der darauf folgenden Stunde gebe ich wörtlich wieder:

Während er sich hinlegt, fragt er: «Was ist heute für ein Tag?»

Ich: «Dienstag.»

Er: «Ich hatte so einen Traum, kann nichts damit anfangen. Es war so – ich zog mein Hemd aus und darunter war noch eins und unter dem noch eins. Es ging immer so weiter, ich dachte einmal, ich würde eine Zwangsjacke anhaben, es war aber keine da. Ich hatte immer nur Hemden an.»

Ich: «Bevor Sie den Traum erzählten, fragten Sie, was für ein Tag heute ist.»

Er: «Das hat doch überhaupt nichts zu bedeuten!»

Ich: «Vielleicht doch. Heute erzählen Sie mir einen Traum, gestern, als Sie von der Arbeit kamen, hatten Sie nichts zu erzählen.»

201

Er: «Alles was mir in den Sinn kommt, ist die Hochschule. Ich habe mir vorgenommen, nichts davon zu erzählen, es ist immer gleich...»

Nach einigem Hin und Her erkläre ich ihm, dass es vielleicht doch aufschlussreich wäre, wenn er davon erzählen würde. In monotonem Ton schildert er eine Vorlesung; dabei fiel mir auf, dass er immer vom «Professor» sprach, wie ein Student im Hörsaal. Als ich ihn darauf anspreche, gibt er zur Antwort: «Ja, das stimmt, ich fühle mich gar nicht als Professor, ich bin bei den anderen.»

In den nächsten Stunden erzählte er, wie er sich eigentlich schon als Junge in der Schule erlebte. Er hatte dort, wie immer, «dem Geist der Klasse nachgelebt», wie wenn er sich immer mit dem «Trend» einer Gruppe, der er angehörte, identifiziert hätte.

Der ursprüngliche Grund zu dieser Einstellung des Analysanden war im Elternhaus zu suchen. Er wuchs auf einem sehr grossen Bauernhof mit sieben Geschwistern auf. Der Stolz der Familie lag darin, so viel zu haben, dass sie kaum etwas brauchten, was sie nicht selber produzieren konnten: Sie hatten genügend Fleisch und Gemüse, eine eigene Werkstatt usw., so dass sie kaum je etwas «Auswärtiges» einkaufen mussten. Da es so viele Kinder gab, wurden auch keine anderen Arbeiter gebraucht.

Im allgemeinen sprachen die Eltern die Kinder mit dem Familiennamen an, also z.B. «Alle M...s kommen, usw.» Die Vornamen wurden oft verwechselt, vor allem vom Vater, und eigentlich nur benutzt, wenn ein Kind getadelt werden sollte. So lange man sich mit dem Familiennamen angesprochen fühlte, war alles in Ordnung.

Die Identifikation mit der «Rolle» des Dozenten ist offensichtlich. Wie im ersten Beispiel konnten die persönlichen Probleme und Konflikte nicht zur Sprache kommen, so lange der Analysand mit seiner Rolle identifiziert war. Er sagte später: «Als Dozent bin ich ganz Automat... Alles was ich denke, ist nur der Geist von dieser Vorlesung oder diesem Seminar... Ich selber habe kein Gefühl dafür, was vorgeht... Ich sehe mich immer von unten (vom Auditorium aus) ...». Dabei konnte er

seiner Arbeit ohne besondere Schwierigkeiten nachgehen, aber auch sehr aggressiv gegen die Studenten sein, ohne es zu realisieren.

Wir sprechen hier jedoch nicht nur von einer Identifikation mit der Rolle (als Dozent), sondern von einem Gruppen-Ich, weil im Verlauf der Analyse eine besondere Ich-Ausformung hervortrat. Auch nachdem der Analysand seine Rollenidentifikation, die zeitlich mit der Berufstätigkeit gekoppelt war, durchschaut hatte, war seine Abgrenzung mangelhaft (wie von den Hörern während einer Vorlesung). Ein Traum, den er erzählte, kam ihm oft nicht als «Eigenes» vor, sondern wie ein «Film, der ihm passiert» war. Ein Ereignis, von dem er gehört hatte, erzählte er so, als ob es sein Eigenes gewesen wäre. Erst auf die Frage: «Meinen Sie das wirklich, dass Sie das erlebt haben?», konnte er sagen: «Nein, ich meine das gar nicht.» Gefühlsmässig war eine Unterscheidung nicht vorhanden, war es eine echte «communal experience». Es schien ein schwerer Ichdefekt vorzuliegen. Als der Analysand in eine Wohngemeinschaft zog, häuften sich diese Beobachtungen.

Dieser Analysand ging ebenso wie die Frau im ersten Beispiel in seiner Rolle auf, war darin sicherlich nicht glücklich oder konfliktfrei, konnte aber das ist der wesentliche Unterschied – die Identifikation nicht zurücknehmen, ohne einem funktionellen Defekt anheimzufallen. Vorerst war er in ganz

202

anderem Masse auf die Gruppe seiner menschlichen Umwelt angewiesen. Wir dürfen vermuten, dass er sich in sicheren und befriedigenden identifikatorischen Beziehungen mit seinen Geschwistern befunden hat, als er noch zuhause lebte und sogar, dass er vielleicht nicht behandlungsbedürftig geworden wäre, insbesondere dass seine Ichdefekte nie störend in Erscheinung getreten wären, wenn er weiterhin in der dörflichen Umwelt gelebt hätte und ihm die Schar seiner Schwestern und Brüder (mit ihren Familien) als örtlich und emotional nahestehende Gruppe erhalten geblieben wäre.

Wenn er im Kreise seiner Hörer vortrug, hatte der Dozent für die Gemeinschaft nützliche, wenn auch in einem schulmässigen Unterricht nicht unbedingt erwünschte Funktionen und eine relative Stabilität. Dies und der unter ganz bestimmten Umständen für das Individuum (und seine Gemeinschaft) sehr befriedigende Verlauf, den die identifikatorischen Beziehungen mit einer adäquat zu einem solchen Ich strukturierten Gruppe nehmen, veranlasst uns, nicht von einem Ichdefekt, sondern von einer besonderen Ausformung des Ich zu sprechen¹.

«Unter <Gruppen-Ich> verstehen wir eine für das ganze Ich gültige, besondere Funktionsweise und eine Reihe besonderer Ichfunktionen, Manifestation des Gruppen-Ichs, die auf die

Mitwirkung einer Gruppe von Menschen angewiesen sind, um suffizient zu sein und zu bleiben. Dabei muss die Gruppe eine bestimmte Struktur aufweisen, und ihre Mitglieder müssen in besonderer Weise reagieren; ihre emotionelle Bereitschaft und/oder ihre Fähigkeit, ganz bestimmte Rollen zu übernehmen, ist die Voraussetzung dafür, dass das Gruppen-Ich in Funktion tritt. ... Das Gruppen-Ich ist also keine grundsätzlich andere psychische Struktur als das sonst beschriebene Ich, aber auch keine zusätzliche, wie wenn etwa ein eigenes abgegrenztes Ich und dazu noch ein Gruppen-Ich vorhanden wäre.» [3, S.491].

Die Gruppe, in der unser Dozent lehrte, hatte sicher nicht die für sein «Gruppen-Ich» geeignete Struktur, und die Mitglieder der Gruppe hatten individuell und in der Schulhierarchie auch nicht die adäquate psychologische Bereitschaft, sich «brüderlich» zu ihm einzustellen. Die Symbolik des oben wiedergegebenen Traumes weist auf Konflikte hin, auf die wir hier nicht eingehen. Ganz allgemein kann man sagen, dass das Gruppen-Ich zu gewissen Rollenidentifikationen Anlass gibt, sie erleichtert, vertieft, fixiert, dass es aber in unserem Gesellschaftsgefüge seiner Anpassungsfunktion nicht gerecht werden kann. Doch darf man andererseits nicht erwarten, irgendwo eine Gemeinschaft zu finden, die durch ein vollkommen suffizientes Gruppen-Ich ihrer Mitglieder ausgezeichnet wäre. Die Voraussetzung wäre sowohl ein weitgehend

1 Die Dogon in ihrer Dorfgemeinschaft, insbesondere im Umgang mit der Tumo (der Altersklasse, den gleichzeitig Initiierten) sind das Beispiel für ein besonders gut funktionierendes und gleichzeitig sehr befriedigendes Gruppen-Ich.

203

oralorganisiertes Ich aller Individuen als auch eine Gesellschaftsform, in der Widersprüche zwischen den Wünschen des Einzelnen und den Interessen der Gemeinschaft nicht vorkommen. Gerade jene Institutionen – wie etwa Altersklassen –, die gewährleisten, dass ihre Mitglieder sich mittels ihres Gruppen-Ichs wohlfühlen und gut funktionieren, machen erkennbar, dass ein organisatorischer Aufwand nötig ist, wenn das Gruppen-Ich seiner Aufgabe der Stabilisierung der individuellen Psyche und der Aufrechterhaltung guter Sozialbeziehungen gerecht werden soll. Bekanntlich schreibt man dem Überich die Funktion zu, das soziale Verhalten in dem Sinn zu kontrollieren und wenn nötig so zu korrigieren, wie es die Werte, die in seiner sozialen Umwelt gelten, verlangen. Diese Werte wurden von den Eltern vertreten, verinnerlicht und mit Triebenergie besetzt und stehen von da an dem Ich gegenüber, das ja noch anderen, oft den Forderungen und Idealen des Überichs entgegengesetzten Ansprüchen, aus dem Es und der Aussenwelt, folgen muss. «Doch kann das Ich die Fähigkeit ausbilden und bewahren, äussere Autoritäten oder Institutionen zeitweise oder vorübergehend an Stelle eines verinnerlichten Über-

Ichs zu setzen. Sie werden mit den gleichen Triebenergien besetzt und wirken verbietend und belohnend auf das Ich zurück. Das Ich neigt dazu, diesen Wechsel als Mechanismus zu etablieren, wenn die erziehenden Instanzen, Eltern und Familie, während der Dauer der kindlichen Abhängigkeit in besonders hohem Masse äusseren, makrosozietaeren Einflüssen ausgesetzt sind.» [3, S.496].

Wenn solche Verhältnisse vorliegen, sprechen wir vom «Clan-Gewissen» und meinen damit einen besonderen Anpassungsmechanismus, der sich im Ich etabliert hat².

Als Beispiel eine 25jährige, unverheiratete Patientin, die ihre therapeutische Analyse abgeschlossen hat. Ihr Vater ist Pfarrer in einem Dorf, gilt weitum als grosser Prediger und Pädagoge, die Mutter ist als vorbildliche Pfarrersfrau bekannt.

Am Anfang der Analyse wohnte sie bei den Eltern und arbeitete als Lehrerin. Sie war sehr unterwürfig und autoritätsgläubig. Nach etwa zwei Jahren Analyse zog sie aus dem Elternhaus weg in eine Kommune.

Es schien eine Zeitlang, als ob sich durch diesen Wechsel vieles vom «Überichdruck», unter dem sie stand, gelöst hätte. Sie schien voller Optimismus und Elan. Sie wurde von ihren Bekannten in eine Gruppe eingeführt, welche vorerst politische Ziele hatte, für die sie sich sehr engagierte. Diese Gruppe wurde von einer Führerpersönlichkeit geleitet, die sie sehr faszinierte. Der Mann war ein sehr guter Redner, der es verstand, die Leute immer wieder für seine Ideen zu begeistern. In einer Analysestunde berichtete die Patientin, dass sie in der Gruppe neuerdings eine andere Auffassung hätten: Sie sähen im Drogenvertrieb ihr neues Ziel. Sie machte das mit. Ich versuchte, sie vorsichtig zu fragen, wie sie sich das selber vorstelle und ob sie mit dem allem einverstanden sei: Wie blind gab sie zur Antwort: Was der Boss meint, das ist recht. Dann versuchte

2 Der Ausdruck ist sicherlich unglücklich gewählt, nicht nur weil «Clan» entweder als zu enge oder zu weite Gemeinschaft verstanden werden kann, sondern auch weil sich die Anpassung hier vor allem im Ich und nicht am Überich oder am Gewissen vollzieht.

204

ich es mit Deutungen. Mir falle auf, sie sei in der Gruppe so unterwürfig, wie sie daheim gewesen war; oder verglich den Einfluss des Führers auf sie mit dem ihres Vaters. Sie ging auf solche Deutungen meist gar nicht ein und überhörte auch Deutungen der Übertragung. Sie sagte nur, die Analyse sei eben gesellschaftskonform und blieb öfters von den Stunden weg.

Doch versuchte ich immer wieder ihr zu zeigen, wie sie diesem Gruppenführer folgte, selber nicht kritisch sein konnte und alles übernahm und machte, was er von ihr erwartete. Manchmal erhielt

ich als Antwort stereotype Sätze, die sie ganz unreflektiert zitierte, etwa «das emanzipatorische Potential des LSD muss den Unterdrückten zur Verfügung gestellt werden» usw.

Was mir zusätzlich zu schaffen machte, war zu hören, wie sich die Analysandin zu ihrer Gruppe verhielt. Sie war so lange mit allen befreundet, als sie sich nach den Anordnungen des Führers richteten, konnte aber jeden verraten, der die geringsten Zweifel oder Kritiken gegen den Führer äusserte.

Eines Tages entdeckte die Patientin, dass dieser Mann sich ein «Super-Auto» gekauft hatte, das wohl zu einem Dealer passte, aber nicht zu der politischen Einstellung, die er vertrat. Sie reagierte auf diese Enttäuschung mit einer längeren Depression. Dann kamen Erinnerungen an andere ähnliche Enttäuschungen; zu oft hatten die Bilder, Gesetze und Gebote nicht zu dem gepasst, was von den Menschen gelebt wurde. Sie erinnerte sich an Predigten ihres Vaters, in denen er z.B. die Leute aufforderte, tolerant miteinander umzugehen, was er selber nie war, usw.

Am Ende ihrer Analyse hatte sich diese Frau zu einer selbständigen und kritischen Persönlichkeit entwickelt. Sie hatte gelernt, sich selbst vor voreiligen Identifikationen zu warnen. Im ersten Moment scheint sie sofort einverstanden und bereit zu sein, das zu vertreten, was ihr begegnet, z.B. wenn sie mit jemandem spricht oder etwas in der Zeitung liest. Dann zieht sie sich gleichsam zurück, macht sehr oft eine an ihr charakteristisch gewordene verneinende Bewegung mit dem Kopf und überlegt.

Eine wichtige Erinnerung der Patientin, die ihr nach der Enttäuschung am politischen Führer, der ein Drogenhändler geworden war, bewusst wurde, bezog sich auf Predigten ihres Vaters, die sie noch als Kind mitangehört hatte. Der Vater predigte: «Man muss auf die Menschen eingehen!» Sie wollte ausrufen: «Aber das tust du ja nie!», sagte aber nichts. Diese Erinnerung wurde zu einer *Via regia* der Analyse. Immer wieder musste die Analysandin ausprobieren, ob «Gesetzmässigkeiten gelten». Bisher war sie nicht imstande gewesen zu sehen, wie sich Menschen verhielten, sobald ihr Überich angesprochen worden war. Dieses Skotom hatte sich schon in der Beziehung des Kindes zum Vater etabliert. Sie sagte «Ich lebte nach dem Papier des Vaters, nicht nach dem Menschen.» Sie hatte sich dauerhaft mit dem «Gesetz» identifiziert. Als das «Gesetz» durch den Führer von aussen vertreten war, wurde ihr Überich durch ein inhaltlich abweichendes ersetzt. Jetzt galt das «Gesetz», das der Führer vertrat als Überichforderung. Sie musste nun nach diesem Gesetz leben. Wegen der Identifikation mit dem «Gesetz», übernahm das (ausser liegende) Überich die Führung. Ihr Ich war nicht mehr imstande voll wahrzunehmen, wie sich der Führer wirklich verhielt und auch die Wahrnehmung ihrer eigenen Haltung war beeinträchtigt.

SANDLER bezeichnet die Verkörperung des Ich-Ideals in äusseren Autoritäten unter gewissen Bedingungen als einen normalen und häufig zu beobachtenden Vorgang. «Das Über-Ich wird jedoch nur so lange vom Ich gestützt, wie umgekehrt das Über-Ich als Ich-Stärkung funktioniert. Es gibt jedoch Situationen, in denen das Ich die Normen und Vorschriften des Über-Ichs absolut ausser acht lassen kann und wird, nämlich, wenn es anderweitig in ausreichendem Masse narzisstische Stützung finden kann.» [5, S.741].

«Wir würden jedoch von einem Clan-Gewissen nur sprechen, wenn die Veräusserlichung zur Erhaltung des Ichs notwendigerweise, also automatisch eintritt; bei diesen Personen ist keine <anderweitige... narzisstische Stützung> nötig. Die Externalisierung selbst bringt sie mit sich.» [3, S.497].

205

Wir dürfen annehmen, dass das Ich dieser Analysandin gegenüber Überichforderungen relativ schwach war. Dafür spricht unter anderem, dass sie sich derart entlastet fühlte, als sie das Elternhaus verliess und sie ihre Überichforderungen einer anderen Gruppe angleichen und dieselben in der Folge wiederum externalisieren konnte. Eine Gruppe mit weniger strengen Forderungen wäre für die Externalisierung eines an und für sich so strengen, d.h. mit Aggression besetzten, Überichs wahrscheinlich ungeeignet gewesen. Durch die Externalisierung des Überichs wurde ihr (gegenüber dem Überich) relativ schwaches Ich entlastet. Die Entlastung führte zu einem narzisstischen Gewinn, der sich vorerst als Verbesserung des Selbstgefühls (Zeichen einer höheren Besetzung des Selbst) zu erkennen gab. Für diese Deutung spricht, dass sich in der Analyse massive und durch lange Zeit unüberwindliche Widerstände dagegen erhoben, das eigene Verhalten oder gar das des Führers zu kritisieren. Als aber dann die Enttäuschung eintrat, kam es zu einer Erniedrigung des Selbstgefühls als Zeichen des erlittenen narzisstischen Verlustes, klinisch erkennbar durch die nun einsetzende Depression und Apathie. Die Enttäuschung erfolgte, als die aussenstehende Person ihre Eignung zum Repräsentanten des Überichs unserer Patientin verlor. Eine sexuelle Hörigkeit oder die Abhängigkeit von einem Selbstobjekt hätte wahrscheinlich einen anderen Verlauf genommen, wäre viel eher vom Verhalten oder der Einstellung des Bosses zur Patientin und nicht von seinen moralischen Qualitäten beeinflusst worden. Dabei ist zu beachten, dass die Patientin gar nicht wahrnahm, dass der Schritt vom politischen Kampf zum Drogenhandel ihrer Moral widersprach, solange der Führer seine Eignung als Repräsentant eines Gesetzes noch besass. Es wäre unschwer möglich, diese Pfarrerstochter als «Vermächtnisträger» (im Sinne der Familientherapeuten) zu beschreiben. Beide Eltern und die Umwelt lieferten das Substrat für das «Vermächtnis», die pfarrherrliche Lehre. Seine Wirksamkeit sehen wir hier nicht in der Stärke des Überichs, absolut oder relativ zum Ich, sondern in der

Fähigkeit des Ichs, das Überich zu externalisieren und sich dadurch zu entlasten. Als durch Therapie und Milieuwechsel das «Vermächtnis» inhaltlich überholt war, wurde es dennoch mit anderem Inhalt aufrechterhalten. Wir meinen, es sei externalisiert und auf den geeigneten Rollenträger projiziert worden. So wie seinerzeit nicht der Vater, sondern sein Gesetz durch Identifikation internalisiert wurde, hat sich die Patientin nicht mit der Gruppe oder dem Führer, sondern mit dem Gesetz identifiziert. So lange das Gesetz aussen lag, konnte es nicht angetastet werden; das Ich war aber relativ kohärent und funktionsfähig. Die narzisstische Selbstbesetzung ging erst weitgehend verloren, als der äussere Träger durch sein Verhalten seiner Rolle in den Augen der Patientin allzu massiv widersprach. Man könnte sagen, die Analysandin hätte sich mit ihren Rollen, zuerst als Tochter des bekannten Pfarrers, dann als Links-aussen-Revolutionärin identifiziert und dadurch eine Ichstärkung erfahren; das «Gesetz» wäre dann die entsprechende Rollenideologie oder der abstrakte Kern derselben. Vielleicht

206

ist das Clan-Gewissen nur eine Identifikation mit der Rolle, wirkt so als Stabilisator des Ichs, dem es Anpassung gewährleistet, setzt aber den Akzent auf bestimmte Anteile der Vorstellung, die sich eine Person von seiner Rolle macht, oder was auf das Gleiche hinauskommt, auf Anteile der Zuschreibungen und Erwartungen, die wir im engeren Sinne als «Ideologie», die der Rolle zugehört, bezeichnen können. Gegen eine solche Beschreibung des Clan-Gewissens als einer besonderen Form der «Identifikation mit der Ideologie, die der Rolle zugehört, im engeren Sinne» hätten wir nichts einzuwenden. Doch müsste man dem Rechnung tragen, dass das Clan-Gewissen strukturell und dynamisch einen Sonderfall darstellt, dass die Rollenidentifikation weniger wichtig ist als die Entlastung des Ich durch die Projektion des Überichs. Die Patientin vertrat die pfarrherrliche Ideologie durchaus als überich-wirksames «Vermächtnis», als sie schon längst nicht mehr mit ihrer Rolle als Pfarrerstochter identifiziert war. Manche Soldaten können die Nation oder die Armee oder deren «Ideologie» im Sinne eines Ersatzgewissens verwenden, z.B. um im Krieg ohne Gewissenskonflikt töten zu können, auch ohne mit der Rolle des Soldaten voll identifiziert zu sein. Umgekehrt gibt es zahlreiche Soldaten, die sich zwar mit dieser ihrer Rolle und deren Ideologie voll identifizieren, bei denen aber die Überichforderung «du sollst nicht töten» erhalten bleibt und weiterhin wirkt: Sie schiessen im Krieg nicht auf den Gegner oder werden, wenn sie getötet haben, von Gewissensbissen heimgesucht.

Der Anpassungsvorgang des Ichs, der zur Einrichtung eines automatisch funktionierenden Mechanismus im Ich führt, geht mit einer Einschränkung der Selbstwahrnehmung einher. Es ist kein Zweifel, dass es sich dabei immer um Identifikationen und ihre Folgen handelt. Man kann sich darum fragen, ob man die theoretische Anordnung, die wir für die Anpassungsmechanismen

vorgeschlagen haben, nicht besser ändern sollte. Wir hatten das Gruppen-Ich, das Clan-Gewissen und die Identifikation mit der (Ideologie der) Rolle als gleichberechtigte Mechanismen nebeneinander gestellt. Vielleicht würde es den psychoanalytischen Umgang mit diesen Mechanismen erleichtern, wenn wir «Identifikation mit der Rolle» als Oberbegriff und besondere Ausformungen des Prozesses, je nach dem Ablauf und dem Ergebnis, als Erscheinungen innerhalb dieses Rahmens darstellen würden. Weitere typische Anpassungsmechanismen könnte man im Rahmen der identifikatorischen Dynamik als besondere Formen der Rollenidentifikation beschreiben.

Unser Versuch, die Anpassungsmechanismen des Ichs in die psychoanalytische Theorie einzufügen und ihnen in der praktischen Arbeit Rechnung zu tragen, wird Einwänden begegnen. Es ist eine alte Tradition, anzunehmen, dass der Psychoanalytiker seinen Analysanden dazu verhilft, sein Ich zu erweitern und es zu stärken. Dadurch bewirkt die Analyse, dass der erfolgreich Analytierte sich besser an die Realität anpasst, wobei diese Anpassung sowohl autoplastisch, durch die eigene Veränderung, als auch alloplastisch, durch aktives Handeln in der Realität, erfolgt. Im analytischen Prozess selbst wird das

207

Realitätsprinzip, das durch neurotische Mechanismen unvollständig oder defizient gewesen war, erreicht oder wiederhergestellt. Die Anpassung an die Umwelt, so würde der Einwand lauten, ist ein Prinzip des Seelenlebens (wie auch jedes biologischen Lebens), und nicht Gegenstand eigener Einrichtungen.

Weiter beachten wir in der Analyse die Anpassung bei jedem Schritt der analytischen Arbeit, ob wir Widerstände oder Übertragungen deuten, ob wir die Vergangenheit rekonstruieren oder Unbewusstes bewusst machen. Die Anpassung an die Realität, so lautet der weitere Einwand, wird ohnehin genügend beachtet; den Umgang mit ganz bestimmten sozialen Verhaltensweisen und Rollen müssen wir ganz dem Urteil und der Entscheidung des Analysanden überlassen. Sie gehen uns – theoretisch und praktisch – nichts an. Die Analyse solcher Anpassungsvorgänge ist nicht nur überflüssig, sondern eine Überschreitung unserer Kompetenz und kann sogar zur Manipulation oder Indoktrination des Analysanden führen.

Wir meinen hingegen als Antwort auf diesen zweiten Einwand, dass Anpassungsvorgänge an die soziale Umwelt in den Analysen praktisch oft zu wenig Beachtung finden. Dies, so meinen wir weiter – und das bezieht sich auf den ersten Einwand –, weil Mechanismen am Werk sind, die ohne das nötige theoretische Rüstzeug nicht leicht zu durchschauen und zu bearbeiten sind. Es erübrigt sich, daran zu erinnern, wie verschiedenartig die Vorwürfe sind, die von nichtanalytischer Seite auf die Psychoanalyse gerichtet werden, dass diese praktisch und

theoretisch der sozialen Wirklichkeit und den Einwirkungen der Gesellschaft nicht oder nur viel zu wenig Rechnung trage. Viele verwerfen darum die Freudsche Psychoanalyse ganz. Eine auch nur summarische Diskussion dieser Vorwürfe und Einwendungen ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich. Manche Analytiker [1, 2, 4] haben im gleichen Sinn Kritik geübt, aber auch schon bedeutende Schritte gemacht, das Beobachtungsfeld und die theoretischen Anschauungen zu erweitern, indem sie die soziale Lage und Funktion von Individuen und Gruppen in die psychologische Untersuchung einbeziehen. Die Einführung der Anpassungsmechanismen stellt einen weiteren Versuch dar, die psychoanalytische Ichpsychologie so zu erweitern, dass sie den Beobachtungen gerecht wird.

Mit dem erweiterten Anwendungsgebiet, dem «widening scope» (ANNA FREUD) haben sich die Möglichkeiten, die Psychoanalyse anzuwenden, ausserordentlich erweitert. Die neuen Erfahrungen haben auf die Theorie zurückgewirkt (z.B. im Werk von KOHUT, KERNBERG u.v.a.). Gleichzeitig ist es jedoch deutlich geworden, dass dem Einfluss der Gesellschaft auf das individuelle Seelenleben in Theorie und Praxis viel zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Das «Seelenleben des vergesellschafteten Menschen» (BERNFELD) wird den Psychoanalytikern sogar immer unverständlicher, je schneller sich die soziale Umwelt ihrer Analysanden wandelt und je verschiedener die sozialen Klassen und Schichten sind, denen diese angehören. Wenn es nicht gelingt, den Rückstand, in den die Psychoanalyse geraten ist, aufzuholen, besteht die Gefahr, dass ihre Entwicklung zum Stillstand kommt.